

Fanons Prinzip: Zur Einleitung

»Ein für allemal stellen wir folgendes Prinzip auf: eine Gesellschaft ist entweder rassistisch oder nicht. Solange man diese Evidenz nicht erfasst hat, wird man an einem großen Teil der Probleme vorbeigehen« (Fanon 2013, S. 74). Kaum eine Erkenntnis über die gesellschaftliche Funktionsweise von Rassismus stieß auf mehr Unverständnis als dieser Satz aus dem Buch »Schwarze Haut, weiße Masken« von Frantz Fanon. Das Buch gilt heute als ein Schlüsseltext der Rassismuskritik. Der 27-jährige Fanon schrieb es vor dem Hintergrund der kolonialen Situation seiner Zeit und der sich vollziehenden antikolonialen Befreiungskämpfe, an denen er selbst aktiv beteiligt war. Das von ihm formulierte »Prinzip« richtete sich gegen jene zeitgenössischen Erklärungsversuche von Rassismus, die diesen auf ein rein subjektives Phänomen – *»comme une tare psychologique«* (Fanon 2006, S. 46) – reduzierten. Dem setzte Fanon die Perspektive derjenigen entgegen, die Rassismus alltäglich am eigenen Leib erfahren. Für sie stellt sich das »Problem« anders dar. Rassismus ist eine ständige Bedrohung, er durchdringt alle Bereiche des Lebens. Er ist dort, wo Menschen durch physische Gewalt getötet werden. Er ist aber auch dort, wo Menschen alltäglich erniedrigt und beleidigt werden, ihre Rechte strukturell verletzt und ihre Lebenschancen systematisch zerstört werden. Rassismus hat eine massive gesellschaftliche Materialität. Er ist für diejenigen, die ihm ausgesetzt sind, eine Erfahrung der Gewalt – egal in welcher Gestalt und in welcher Form.

In »Schwarze Haut, weiße Masken« reflektiert Fanon auf seine Erfahrungen in Frankreich zu Beginn der 1950er Jahre. Schon damals verurteilten die Vereinten Nationen Rassismus. Siebzig Jahre später besteht über kaum einen anderen Sachverhalt weltweit so hohe Einigkeit wie darüber, dass das, was mit dem Wort Rassismus bezeichnet wird, verabscheuungs-

würdig, moralisch zu verurteilen und politisch zu bekämpfen ist. Fast alle Staaten der Welt haben die Antirassismuskonvention, *International Convention on the Elimination of All Forms of Racial Discrimination* (ICERD), seit ihrer Verabschiedung durch die UN-Generalversammlung im Jahr 1965 unterzeichnet.¹ Sie haben sich damit verpflichtet, Rassismus in jeder Form unverzüglich und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu bekämpfen, jeder Person in ihrem staatlichen Hoheitsbereich wirksamen Schutz gegen alle rassistischen Handlungen zu gewährleisten, wirksame Maßnahmen zu treffen, um das Vorgehen der eigenen staatlichen Behörden zu überprüfen, und alle Gesetze und sonstigen Vorschriften zu ändern, aufzuheben oder für nichtig zu erklären, die rassistische Diskriminierung bewirken (ICERD Art. 2).

Ist also das Fanon'sche Prinzip veraltet? Ist der Rassismus nur noch das Relikt einer untergegangenen Epoche, entstanden im langen 16. Jahrhundert, als »Menschenrassen« erfunden wurden, um die im Zuge der europäischen Expansion begangenen Verbrechen zu rechtfertigen und die Welt nach dem Prinzip der »Reinheit des Blutes«² neu zu ordnen, aufgestiegen zur wissenschaftlichen »Rassenlehre« als angesehener und einflussreicher Disziplin im 18. und 19. Jahrhundert, untergegangen im kurzen 20. Jahrhundert mit dem Sieg über den Nationalsozialismus, dem Verbot der »Rassentrennung« in den USA, dem Sturz des Apartheidsystems in Südafrika und der weltweiten Befreiung vom Kolonialsystem als definitivem Endpunkt einer langen, von entsetzlicher Grausamkeit und Ungerechtigkeit gekennzeichneten Geschichte? Dies ist die Meinung vieler heute. Für sie ist Rassismus eine »Erbschaft«, ein »Überbleibsel« oder eine »Hinterlassenschaft« aus vergangener Zeit, die in der Gegenwart fortlebt, aber kein für die Gegenwartsgesellschaft konstitutives Strukturmoment. Zur Begründung wird auf gesellschaftliche »Liberalisierungen« und demokrati-

1 Die Bundesrepublik Deutschland hat die Antirassismuskonvention am 10. Februar 1967 unterzeichnet und am 16. Mai 1969 ratifiziert.

2 Eine Frühform des »Blutsprinzips« entstand im Spanien des 15. Jahrhunderts: Das rassistische Konzept der nachzuweisenden christlichen Blutsreinheit (*limpieza de sangre*) traf konvertierte Juden und Muslime, die als »unrein« stigmatisiert und exkludiert wurden.

sche »Öffnungen« verwiesen und darauf, dass Rassismus ein »Thema des Mainstreams« geworden sei.

Aber es gibt auch die Gegenthese. Zwar ist es richtig, dass Rassismus auch in Deutschland heute kein Tabuwort mehr ist, Bücher wegen, über und gegen Rassismus zu Bestsellern avancieren, Aktionspläne gegen Rassismus mittlerweile regierungsamtlich erstellt, »Antirassismus-Beauftragte« berufen werden und neuerdings auch ein »Nationaler Diskriminierungs- und Rassismusmonitor« existiert. Aber was heißt es, wenn Rassismus ein »Thema des Mainstreams« geworden ist, dieser jedoch weiterhin die strukturelle Dimension des Problems leugnet? Zweifellos, in Halle wie in Hanau, in Charleston, Pittsburgh, Christchurch, El Paso, Oslo, Buffalo und Paris – die Liste ließe sich leicht fortsetzen – war es die Extremgewalt von Personen, die Rassismus und Antisemitismus in welcher Variante und Kombination auch immer »im Herzen« (Jorge García) tragen: weltanschauliche und vom Hass getriebene Rassisten³. Die öffentliche Verurteilung dieser Form von Gewalt ist groß. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass Rassismus auch heute in einer Weise tötet, die aus der öffentlichen Diskussion nach wie vor fast komplett herausfällt: in Formen struktureller Gewalt, die das Recht auf Leben und auf körperliche wie seelische Unversehrtheit verletzen. Dass etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die statistische Lebenserwartung von Rom:nja in Europa zehn Jahre niedriger liegt als im Durchschnitt der EU-Bevölkerung (vgl. Europäische Kommission 2011), hat nachweisbar etwas mit Rassismus zu tun. Es ist Resultat eines gesellschaftsgeschichtlichen Gewaltzusammenhangs, der sich in der Persistenz rassifizierter sozialer Ungleichheit fortsetzt und im Begriff des *strukturellen Rassismus* reflektiert.

Dieser Begriff aber, der die gesellschaftlichen Mechanismen der fort-dauernden Reproduktion sozialer Ungerechtigkeit entlang rassifizierter Merkmale zum Gegenstand hat, stößt nach wie vor auf breite politische und öffentliche Abwehr und gezieltes wissenschaftliches Unverständnis. Gegen die Dethematisierung der strukturellen Dimension des Rassismus, die u. a. durch die Fixierung des »Mainstreams« auf rassistische Einzeltaten und individuelle Formen von Rassismus organisiert wird, ist das Fa-

3 Angesichts der statistischen Verteilung solcher Terroranschläge nach Geschlecht ist hier tatsächlich die männliche Form geboten.

non'sche Prinzip zu verteidigen. Es entspricht auch heute der Erfahrung von Millionen von Menschen, auch wenn der Rassismus seine Gestalt verändert haben mag. Schon vor mehr als zwei Jahrzehnten hat Howard Winant auf das Paradox der angeblich »postrassistischen Gesellschaft« hingewiesen: »Today racism operates in societies and institutions that explicitly condemn prejudice and discrimination« (Winant 2001, S. 307). Statt die »Zeitenwende« hin zur »offenen Gesellschaft«, die den Rassismus erfolgreich überwunden habe, zu verkünden, wäre es die Aufgabe einer Rassismusanalyse, die den Namen verdient, den Zusammenhang zwischen der weltweiten öffentlichen Ächtung von Rassismus und den Mechanismen seiner Reproduktion im gesellschaftlichen Prozess zu untersuchen. Angesichts der Dynamik der weltgesellschaftlichen Ungleichheits- und Dominanzstrukturen, den mit ihr einhergehenden Formen neuer Grenzziehungen und Segregationen sowie der Renaissance offen rassistischer Politikprojekte, die auch in einigen Ländern der Europäischen Union mittlerweile die Regierungspolitik bestimmen, spricht nichts für die frohe Botschaft, dass ein Ende des Rassismus bevorsteht.

Das Fanon'sche Prinzip, Rassismus als strukturelles Problem zu begreifen, kann als der kleinste gemeinsame Nenner rassismuskritischer Theorie und Praxis betrachtet werden. Dabei ist es riskant, von Rassismuskritik im Singular zu sprechen, so wie es auch riskant ist, von Rassismus im Singular zu sprechen. Zwar gibt es einige basale Erkenntnisse, die unstrittig sind, etwa dass »Rassen« nicht existieren: »The truth is that there are no races: there is nothing in the world that can do all we ask ›race‹ to do for us« (Appiah 1985, S. 35). Dahinter kann niemand zurück. Es gibt keine *natural kinds*, keine natürlichen Gruppen im Sinne biologischer Tatsachen oder vorgesellschaftlicher Essenzen, wie in der traditionellen Rassismusforschung noch bis in 1950er Jahre angenommen wurde. Aber existieren »Rassen« als *soziale* Tatsachen? Existieren sie als »gelebte Erfahrung«? Existieren sie als »artikulierte Praxis«? »Race does not exist, but it does kill people«, so formulierte es Colette Guillaumin (1995, S. 107) vor vielen Jahren. Und ebenso treffsicher heißt es bei Linda Martín Alcoff: »Race korreliert zwar nicht mit Klinalvariationen, jedoch hartnäckig und mit statistisch überwältigender Signifikanz mit Lohnniveau, Arbeitslosigkeit, dem Armutsniveau und der Wahrscheinlichkeit, im Gefängnis zu sitzen« (Alcoff 2021, S. 92). »Rassen« existieren nicht, aber »Rassen«-Konstruk-

tionen sind in ihren materiellen, symbolischen und psychischen Effekten überaus real. Deshalb ist wenig gewonnen, wenn man das Wort einfach aus dem Wortschatz – oder dem Gesetzestext – streicht. Die durch den Rassismus geschaffenen Realitäten des Unrechts, der Ungerechtigkeit und der Gewalt bestehen auch ohne das Wort fort.

Aber ist es sinnvoll, zwischen »Rasse« als rassistischem Konstrukt und *race* als sozialer Kategorie zu unterscheiden?⁴ In großen Teilen der rassistisch-intersektional orientierten Forschung wird *race* als Strukturierungsprinzip in modernen Gesellschaftsverhältnissen – »a central axis of social relations« (Omi/Winant 1994, S. 51) – begriffen, das historisch bis in die Basisstrukturen des ökonomischen Systems eng mit den sozialen Kategorien Gender und Klasse verflochten ist. Der Begriff bezeichne eine soziale Tatsache, ein Gedankending, das zur materiellen Gewalt geworden ist; er enthalte den gesellschaftlichen Prozess, der diese Tatsache alltäglich

4 Wie lässt sich der Unterschied zwischen »Rasse« als biologistisch-essentialistisches Konstrukt einer natürlichen Gruppe einerseits, im Sinn einer sozialen Kategorie andererseits in der geschriebenen Sprache sichtbar machen? Hier gibt es verschiedene Vorschläge: Susan Arndt etwa setzt den Begriff in Anführungszeichen – »Rasse« –, wenn das biologistische Konstrukt gemeint ist, während sie den Begriff kursiv setzt – *Rasse* –, »wenn von der sozialen Position die Rede ist, die durch den Rassismus erzeugt wird« (Arndt 2012, S. 18; dies. 2021, S. 23 f.). Kristina Lepold und Marina Martinez Mateo wiederum weisen auf die »biologistischen und rassistischen Implikationen« hin, die im deutschen Begriff »Rasse« »deutlich im Vordergrund stehen«, während »der englische Begriff »race« vieldeutig [ist] und [...] unter anderem auf eine eigene Tradition kritischer Aneignungen und sozialkonstruktivistischer Umdeutungen [verweist]« (Lepold/Martinez Mateo 2021, S. 7). Sie verwenden deshalb den englischen Begriff *race*, wenn die soziale Kategorie gemeint ist, und den deutschen Begriff »Rasse« in Anführungszeichen, wenn von der biologistischen Konstruktion die Rede ist. Da *Rasse* und auch *race*, auch wenn sie als soziale Kategorie verwendet werden, gefährliche, weil äußerst naturalisierungsanfällige Begriffe bleiben, werden in diesem Buch die Begriffe »rassifizierte Struktur«, »rassifizierte Position« und »rassifizierte Gruppe« präferiert (wenn an einigen Stellen *rassisch* oder *race* ohne Anführungszeichen und kursiv gesetzt wird, ist stets die soziale Konstruktion gemeint). Nach Laurence Blum sind »rassifizierte Gruppen« soziale Gruppen als Resultat von Rassifizierungsprozessen, es handelt sich um »intergenerationelle Kollektivitäten«, die durch spezifische historische und soziale Erfahrungen rassistischer Unterdrückung und Gewalt charakterisiert sind (Blum 2010, S. 315).

aufs Neue hervorbringt. *Race* wird aber auch als das verstanden, was Fanon eine »erlebte Erfahrung«, genauer: »*l'expérience vécue du Noir*« (Fanon 1952, S. 118), genannt hat, die sich nicht auf den Prozess der Rassifizierung, der Herstellung von Andersartigkeit und der hierarchisierenden Differenzkonstruktion reduzieren lasse. Rassismus kann es ohne Prozesse der Rassifizierung nicht geben, aber Antirassismus – so lautet die These – ohne *race* auch nicht. Selbstverständlich ist dies eine umstrittene Position, gerade in Deutschland, wo dem Wort – wie Robert Miles einmal anmerkte – »der Geruch der Krematorien« für immer anhaftet.⁵

Überaus kontrovers ist aber nicht nur *race*, sondern auch der Begriff des Rassismus. Es gibt keinen Konsens darüber, was Rassismus ist, es gab ihn nie und wird ihn auch zukünftig nicht geben. Dies hat keineswegs nur mit den erkennenden Subjekten, sondern auch mit dem Objekt der Erkenntnis zu tun, das vielfältig, komplex und in ständiger Bewegung ist. Rassismus existiert empirisch nur im Plural. Aber was umfasst dieser Plural? Ist, um ein vieldiskutiertes Beispiel zu nehmen, der Antisemitismus ein Rassismus? Stand in den Anfängen der Rassismusforschung außer Frage, dass Antisemitismus nicht nur eine »Spielart« des Rassismus, sondern sogar sein »Prototyp« sei, ist heute kaum etwas umstrittener als dies. In den Texten der weltweit ambitioniertesten Form der Rassismuskritik, den vielstimmigen Analysen der *Critical Race Theory*⁶, kommt Antisemitismus häufig nicht

5 Vgl. Miles 1992, S. 193; zur Debatte insgesamt Bernasconi 2001; Lepold/Martinez Mateo 2021; auch Alcoff 2006, S. 179 ff.

6 Um gegen die aus ihrer Sicht zu enge Perspektive der *Critical Race Theory* (CRT), die im Rahmen der in den 1970er Jahren entstandenen *Critical Legal Studies* zunächst auf die rassistischen Strukturen im Recht und der Rechtsprechung der USA fokussiert war, die transnationale, gleichwohl paradigmatische Tradition des kritischen Nachdenkens über *race* und Rassismus zu erfassen, haben Philomena Essed und David Theo Goldberg die Bezeichnung *Race Critical Theories* geprägt: »We do not intend this as a play of words, but as an indication of a specific theoretical disposition« (Essed/Goldberg 2002, S. 4). Diese »spezifische theoretische Disposition« ist auch für das vorliegende Buch wichtig, weil sie Rassismus als strukturelles Problem in den Blick nimmt. Dabei wird der Hinweis von Charles W. Mills aufgegriffen, dass die Bezeichnung *Critical Race Theory* zunehmend in dem von Essed und Goldberg avisierten weiten Sinn verwendet wird, so dass besser von *Critical Race Theories* gesprochen werden sollte: »[T]he term is increasingly being used in a much broader sense to refer to theory that takes race to be

oder nur am Rand vor, was auch damit zu tun hat, dass diese aus der Schwarzen Bürgerrechtsbewegung hervorgegangen ist und das rassistische System der Ausbeutung und Unterdrückung von Schwarzen Menschen und People of Color in den USA zum primären Gegenstand hat. Zweifellos, der berühmte »Elefant im Raum« ist im Fall der rassismuskritischen Forschung der Antisemitismus. Prozesse der Rassifizierung und der Verabsolutierung der Differenz mit allen ihren destruktiven Auswirkungen spielen nämlich auch in ihm eine zentrale Rolle. Ein vielschichtiges und komplexes Gewaltverhältnis wie der Antisemitismus lässt sich nicht einfach unter dem Begriff des Rassismus subsumieren. Es ist singulär und bedarf der eigenständigen Analyse. Dennoch traf Albert Memmi etwas Richtiges, als er schrieb:

»Man hat behauptet, der Antisemitismus sei etwas völlig anderes als der Rassismus, aber das glaube ich nicht. Zwar ist er zweifellos von allen anderen Formen einer kollektiven Ächtung verschieden, aber deshalb ist er nichtsdestoweniger eine Spielart des Rassismus« (Memmi 1992, S. 72).

central to the making of the modern world« (Mills 2003, S. 199). – Was die Rezeption der *Critical Race Theories* (nicht nur) in Deutschland erschwert, sind vor allem zwei Punkte: Zum einen gibt es in den USA, zunehmend aber auch in Europa eine starke rechte Propaganda gegen sie, sie wird als »Race Marxism« (Lindsay) verteufelt oder sogar als selbst »rassistisch« perhorresziert. Zum anderen tendieren nicht wenige postkolonial orientierte »Crits« zu einer scharf anti-israelischen Position, die zum Teil deutlich antisemitische Untertöne hat. Der Staat Israel wird als Prototyp eines kolonialen Staatsrassismus, als Außenposten des westlichen Imperialismus oder auch als genozidaler Apartheidsstaat (weit schlimmer als das frühere Südafrika) dämonisiert. Fast alle *Critical Race*-Theoretiker:innen, die in diesem Buch Erwähnung finden, inklusive ihrer Vertreter:innen im deutschsprachigen Raum, unterstützen die in erheblichen Teilen eindeutig antisemitische Boykottkampagne »Boycott, Divestment and Sanctions« (BDS) gegen Israel. Dies ist keineswegs nur ein politisches Statement, sondern hat auch theorieimmanente Gründe, die mit dem kolonialen Paradigma dieser Form von Rassismuskritik zu tun haben (► Kap. 1.2.1). Dass die Feindschaft gegen Israel nicht immer bestand, zeigt Natan Sznaider (2022, S. 198 ff.): Bis Mitte der 1950er Jahre sahen gerade auch »Schwarze Organisationen [...] in der Gründung Israels ein Modell für die Befreiung unterdrückter Völker« (ebd., S. 200). Zu Geschichte, Inhalten und Positionen der *Critical Race Theory* vgl. Crenshaw/Go-tanda u. a. 1995; Delgado/Stefancic 2017; Brigdes 2019; zum Antisemitismus der BDS-Bewegung vgl. Holz/Haury 2021, S. 216 ff.

Was für den jungen Fanon noch zusammengehörte – »der Antisemitismus trifft mich mitten ins Fleisch« (Fanon 2013, S. 77) –, begegnet sich heute in zum Teil erbitterter Feindschaft. Es zeugt von einer tragischen Verkehrung antirassistischen Bewusstseins, die Rassismuskritik der Antisemitismuskritik entgegenzusetzen. Auch der moderne, säkularisierte Antisemitismus, für den die Vorstellung einer minderwertigen und zugleich unfassbar mächtigen »jüdischen Rasse«, ja einer das absolut Böse verkörpernden, alles Gute zerstörenden und zersetzenden »Gegenrasse«, die um der Erlösung der Welt willen vernichtet werden müsse, zentral ist, ist eine Spielart des Rassismus, und zwar eine besonders destruktive. Wenn man die Ignoranz, die die Verkehrung des antirassistischen Bewusstseins hervorbringt, nicht mitmachen will und wenn die Rede vom modernen Antisemitismus als *spezifische* Spielart des Rassismus mehr als ein Lippenbekenntnis sein soll – was sie bei vielen, die diese Redewendung verwenden, allerdings ist⁷ –, dann hat dies weitreichende und für manche, allein auf kolonial-rassistisch konstruierte »Hautfarben« fixierte Rassismuskritiker:innen wohl auch unbequeme Konsequenzen. Denn der Antisemitismus lässt sich weder als Rechtfertigung *weißer*⁸ Privilegien sinnvoll beschreiben, noch stellt er ein *weißes* Privileg dar. Es gibt ihn von rechts, von links und aus der Mitte, von oben und von unten, im Norden und im Süden. Folgt man also Memmis These, dass auch der Antisemitismus ein Rassismus ist – und der größte Teil

7 Insbesondere von einigen Vertreter:innen der *Critical Whiteness Studies* wird die Spezifik des Antisemitismus geleugnet und dieser als vernachlässigbar betrachtet, weil er angeblich keine strukturelle bzw. systemische Qualität habe; vgl. kritisch dazu Berkovits 2018. – Die Fronten sind aber, auch dies gehört zur Wahrheit, auf beiden Seiten verhärtet, wie die empörten Reaktionen auf die Rede des (damaligen) Außenministers und Ministerpräsidenten von Israel, Jair Lapid, auf dem siebten »Globalen Forum zur Bekämpfung von Antisemitismus« (GFCA) im Juli 2021 einmal mehr zeigten. Ohne die Singularität der Shoah in Frage zu stellen, plädierte Lapid dafür, Antisemitismus als eine spezifische Form des Rassismus zu begreifen und *alle* Spielarten des Rassismus zu bekämpfen.

8 Zur Schreibweise vgl. Eggers/Kilomba/Piesche/Arndt 2005, S. 13 sowie Arndt 2012, S. 20f. Wird »*weiß*« kursiv gesetzt, zeigt dies den Konstruktionscharakter und die hegemonial-normative Subjektposition im kolonial-rassistischen Machtverhältnis an, »Schwarz« – ebenfalls eine soziale Konstruktion – großgeschrieben verweist auf die politische Selbstbezeichnung und ist »sprachlicher Marker von Widerstand« (Arndt).

der rassismuskritischen Literatur nicht nur international, sondern auch in Deutschland tut dies ausdrücklich –, dann darf man nicht vor der deprimierenden Wahrheit zurückschrecken, dass diese auf der Vorstellung von einer ebenso unfassbaren wie unheimlichen »jüdischen Macht«, auf Weltverschwörungsmythen, Antimodernismus und Antiuniversalismus aufbauende Spielart des Rassismus überall auf der Welt anzutreffen ist, auch – wie zuletzt auf der *documenta 15* in aller Deutlichkeit zu sehen war – in den Ländern des »Globalen Südens«⁹. Und auch der Grundirrtum vieler postkolonialer Theorien, Israel als Projekt *weißer* Kolonialisten zu perhorreszieren und die Shoah als Konstitutionsfaktor für die Staatsgründung zu nivellieren, muss dann als solcher benannt und zurückgewiesen werden. Man stößt hier, wie leicht zu erkennen ist, auf ein Schlüsselpunktproblem der Rassismuskritik, dem aber meistens – wie George M. Fredrickson zutreffend beobachtet hat – ausgewichen wird: »Die Geschichtsschreibung zu den beiden hervorstechendsten Erscheinungsformen des Rassismus – Vorherrschaft der Weißen und Antisemitismus – folgte jeweils eigenen Bahnen. Historiker und Soziologen, die sich mit der einen Art von Rassismus beschäftigten, zeigten im Allgemeinen wenig Interesse an den Forschungsarbeiten der anderen« (Fredrickson 2004, S. 159) – zum Nachteil beider, wie zu ergänzen wäre.¹⁰

Das vorliegende Buch ist eine Einführung. Es soll verständlich – ohne zu vereinfachen und zu vereinseitigen, aber auch ohne die eigene Position zu verbergen – den Stand der rassismuskritischen Forschung im *deutschen Kontext* darstellen sowie Kontroversen und unterschiedliche Perspektiven wiedergeben. Den »Kontext«, also den spezifischen geschichtlichen und gesellschaftlichen Erfahrungszusammenhang hervorzuheben, ist notwendig, weil sich mit ihm nicht nur die Spielarten des Rassismus, sondern auch die Begriffsbedeutungen, die Kontroversen und die Perspektiven der Ras-

9 Ein aufgrund der Dichotomie, die er transportiert, keineswegs unumstrittener Begriff.

10 Es ist eine der Leitthesen dieses Buches, dass die wechselseitige Ignoranz von Antisemitismus- und Rassismuskritik den Erkenntnisprozess blockiert und auf beiden Seiten zu identitätspolitischen Vereinseitigungen führt, die sowohl der Rassismus- wie der Antisemitismuskritik schaden.

sismuskritik verändern.¹¹ Und das Buch soll empirisch ›geerdet‹ sein, also die Erklärungskraft rassismuskritischer Forschung empirisch demonstrieren. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, wird eine exemplarische Vorgehensweise gewählt. Diese resultiert aus einer Unzufriedenheit mit der Form einer mehr oder weniger zusammenhangslosen Aneinanderreihung unterschiedlicher Rassismen, wie sie in Einführungsbüchern häufig zu finden ist. Die bloß beschreibende Aufzählung unterschiedlicher Rassismen bleibt beliebig und ohne Erkenntniswert. Keine einzige der Spielarten des Rassismus kann so angemessen dargestellt werden, ja schlimmer noch, der Gegenstand selbst verschwindet im Sammelsurium unterschiedlicher Phänomene. Deshalb wird hier der umgekehrte Weg eingeschlagen. Die Modelle der Rassismuskritik werden an einer in Europa nach wie vor äußerst virulenten Spielart des Rassismus empirisch exemplifiziert: dem Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja, der auch als ›Antiziganismus‹ bezeichnet wird.¹² Dieser Rassismus, der im nationalsozialistischen Deutschland ein genozidales Ausmaß annahm, ist – wie alle anderen Rassismen auch – spezifisch, er stellt ein über Jahrhunderte gewachsenes, eigenständig zu untersuchendes Macht- und Gewaltverhältnis dar (vgl. UKA 2021, S. 14). Andere Rassismen haben andere Entstehungsgeschichten, Strukturen, Funktionen und Auswirkungen.¹³ Und dennoch gibt es

11 So spielt etwa im deutschen Kontext der völkische Nationalismus in der »verspäteten« Nationalstaatsbildung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine besondere Rolle und mit ihm der nationale Antisemitismus. Zugleich ist der imperiale Anspruch der »verspäteten Nation« (H. Plessner) an eine lange, genozidale Geschichte des Kolonialrassismus geknüpft, die alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringt und bis in die Philosophie der Aufklärung (etwa Kants »Rassentheorie«) reicht. Die Kontroversen, Perspektiven und Positionen der Rassismuskritik in Deutschland *nach* 1945 bis heute wiederum sind überhaupt nicht zu begreifen, wenn von dem präzedenzlosen Menschheitsverbrechen abstrahiert wird, für das der Eigenname Auschwitz steht.

12 Zur Kontroverse um den Begriff vgl. UKA 2021, S. 36 ff.

13 Neben dem Antisemitismus und dem Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja sind es aktuell vor allem der Rassismus gegen Schwarze Menschen, der antimuslimische Rassismus, der antiasiatische Rassismus und – selten thematisiert – der antislawische Rassismus, die eine hohe Virulenz aufweisen (vgl. NaDiRa 2022, S. 20 ff.; Hund 2018, S. 68 ff.). Zwischen ihnen gibt es vielfältige Verknüpfungen, wie es auch Verbindungen zu anderen Gewaltverhältnissen, etwa